Blätter für Heimatkunde 75 (2001)

JOHANN VERHOVSEK

Heimat – eine kritische Annäherung

Wenn von „Heimat" gesprochen wird, dann kommen Gefühle, Träume und Wünsche ins Spiel, die rational-wissenschaftlich nicht faßbar sind. Die unzähligen Versuche, Heimat zu definieren, verstärkten bisher meist die Nebulosität dieser Metapher, die vielen vieles bedeutet, weil jeder das darin entdeckt, was er daran mag. Wer dieses „schöne Wort", das „als Begriff nicht viel taugt",[1] geschickt einsetzt, kann mit den Ängsten, den Hoffnungen und Sehnsüchten der Menschen spielen, sofern diese bereit sind, sich auf dieses Spiel einzulassen. Was mit Heimat in Verbindung gebracht wird, hat privaten Charakter, ist persönlich gefärbt und ist in diesem Sinne auch nicht kritisierbar. Anders sieht es aus, wenn – wie so oft in den letzten 150 Jahren – Heimat diktiert wird, zum Teil eines politischen oder ökonomischen Diskurses wird und die Gefahr eines leichtfertigen oder kalkuliert ideologischen Einsatzes besteht.

Tatsächlich läßt sich Heimat selbst nicht kritisieren, sondern höchstens die Sinnwelt rund um dieses Wort und konkrete Personen und Gruppen, die es in einem bestimmten Sinn gebrauchen oder mißbrauchen. Die Bezeichnung Heimat hat bis in die Gegenwart eine sehr wechselvolle Verwendungsgeschichte hinter sich. Diese bewegte Geschichte in groben Zügen aufzuzeigen, habe ich mir für den ersten Teil dieser Arbeit vorgenommen. Die sich in Zeit und Raum wandelnden Bedeutungsfelder von Heimat führen uns in eine Periode, in der dieser Begriff für ideologische Zwecke mißbraucht wurde, um Völkermord und Krieg zu legitimieren.

Als zweites werde ich über die Versuche unterschiedlicher Wissenschaftsrichtungen berichten, mit dem Wort Heimat wieder ins Reine zu kommen. Man wollte nach der Zeit des Faschismus und dem Ende des Zweiten Weltkrieges von wissenschaftlicher Seite lange Zeit mit der ideologisierten Heimat nichts zu tun haben, erkannte aber letztendlich, daß sie für die Menschen nach wie vor von ungeheurer Bedeutung ist. Das Phänomen Heimat ließ sich nicht bloß totschweigen, man mußte sich damit auseinandersetzen, um es nicht neuerlich dem politischen Mißbrauch auszuliefern. Diese Auseinandersetzung war hilfreich, um das allzu Starre, Unveränderliche und Vergangenheitsorientierte, das gern damit gedanklich in Verbindung gebracht wurde und immer noch wird, aufzulösen. Dieses Auflösen erwies sich als sinnvoll, denn es zeigt die Probleme und Ängste auf, die mit dem Zauberwort „Heimat" nur allzu leichtherzig verdrängt und kompensiert wurden. Und es führte zu einer Öffnung der geistigen Horizonte, weg von einem konservativen Provinzdenken, in dem es vor allem um räumliche Abgrenzung ging, nach

[1] JOACHIM RIEDL: Heimat! Welche Heimat? Über den Umgang mit einem schwierigen Begriff, in: DERS. (Hg.): Heimat. Auf der Suche nach der verlorenen Identität, Wien 1995, S. 7–11, hier S. 7.

dem Motto: „Bis hierher und nirgendwo anders ist Heimat", und um soziale Ausgrenzung im Sinne von: „Der gehört nicht hierher, der wurde nicht hier geboren".

Heimatrecht

Wenn wir uns dem Begriff Heimat von der Seite der Geschichte seiner variierenden Bedeutungen nähern, so sehen wir, daß er in der frühen Neuzeit Teil eines armenrechtlichen Begriffs war. Im Mittelalter oblag die Armenfürsorge der Kirche, Reste dieser Funktion sind ihr ja bis heute erhalten geblieben. Dies änderte sich im 16. und 17. Jahrhundert. Die verheerenden Folgen der Bauernaufstände, Glaubenskämpfe und des Dreißigjährigen Krieges zogen einen enormen Anstieg von Armut nach sich. Zusätzlich führten die Einschränkungen der Macht und Möglichkeiten der Kirche durch den Staat dazu, daß eben diese Armenpflege die Leistungsfähigkeit der Glaubensgemeinschaften weit überstieg. Um das Bettelwesen in den Griff zu bekommen, wurde eine neue Rechtsordnung etabliert, die die Armenversorgung flächendeckend gewährleisten sollte. 1552 führte Ferdinand II. mit einer Polizeiordnung gegen das Bettelunwesen das Heimatprinzip ein, dem zu Folge jede Gemeinde verpflichtet war, für die einheimischen Armen selbst zu sorgen. Gleichzeitig durften fremde Bettler bestraft und abgeschoben werden.[2] Diese Neuordnung der Armenversorgung markierte damit einen Wendepunkt in der Beurteilung von Armut. Die im Auftrag des Staates gesteuerte Fürsorge berücksichtigte neben der sozialen Bedürftigkeit auch den Arbeitswillen und die Arbeitsfähigkeit der Menschen und entfernte sich damit von der unhinterfragten Pflicht zur Wohltätigkeit der Kirche.[3]

Der Ort, wo man bleiben durfte und wenigstens mit dem Nötigsten versorgt wurde, wenn man alt, krank oder durch andere Umstände erwerbsunfähig geworden war und keine Versorgung durch die eigenen Kinder, sonstige Verwandte oder frühere Arbeitgeber zu erwarten hatte, war von nun an die Heimat. Das „Heimatrecht" und den damit verbundenen Versorgungsanspruch erwarb eine Person durch Geburt und langjährigen Aufenthalt oder durch Heirat.[4] Die Übernahme der Armenfürsorge durch die jeweilige Heimatgemeinde bedeutete einerseits rechtliche Vorteile und Sicherheiten für die dort lebenden Menschen, denn nun konnten Bedürftige auf dieses Heimatrecht pochen und mußten versorgt werden. Der Geburtsort war damit zum Schutzraum geworden. Andererseits umschloß dieses Heimatrecht aber gleichzeitig eine Verpflichtung zum Verbleib und zur verfassungsmäßigen Einordnung in den Heimatraum.[5] Ein Wegziehen aus einer Gemeinde bedeutete den Verlust des Heimatrechtes, in jeder anderen Gemeinde galt man rechtlich als „Fremder" und war dem guten Willen der dortigen Behörden ausgeliefert. In der Fremde konnte faktisch nur durch Einheiratung oder den Erwerb eines Hauses neuerlich das Heimatrecht erworben werden. Heimat war so an den Besitz eines Territoriums gebunden, wer einen Hof erbte oder kaufen konnte, von dem sagte man, er habe „die Heimat gekriegt". Wer nicht genügend Geld besaß oder sich nicht auswärts eine „gute Partie" zum Heiraten fand oder gar nicht heiraten durfte, etwa weil er besitzlos oder leibeigen war, der war zum Bleiben verurteilt. Die Folge war ein Abkapseln der Gemeinden und eine zwangsweise Immobilität der Menschen im 18. Jahrhundert.[6]

Das Heimatrecht entsprach den Prinzipien einer statischen Gesellschaft, an deren Rändern allerdings die Zahl der Heimatlosen, der Vagabunden und Bettler ständig wuchs.[7] Der Umstand, daß ein großer Teil der Menschen dieser Zeit nicht in der Lage war, sich Heimat durch Kauf oder Erbschaft anzueignen, bewirkte noch etwas anderes: Er festigte das hierarchische Verhältnis zwischen Herren und Dienstboten, denn ein Knecht oder eine Magd, der/die fern seines/ihres Heimatortes den Lebensunterhalt erwarb, blieb faktisch immer heimatlos, galt rechtlich am Arbeitsort als fremd und war dementsprechend der Willkür und dem guten Willen des Arbeitgebers ausgeliefert. „Heimatlos, das bedeutete besitzlos, abhängig oder hungrig zu sein, sich verdingen müssen oder als Fahrender durch eine gefahrvolle Welt zu streifen. Wehe dem, der keine Heimat hatte."[8]

Im bäuerlichen Leben dieser Zeit wurden daher das Dorf, die Gemeinde und der eigene Besitz die Fixpunkte der Orientierung. Was darüber hinausreichte, zählte zur Fremde und blieb meist unergründet. Außer zu Wallfahrten begab man sich gewöhnlich nicht in die Gefahr des Unbekannten. Denn die Heimat selbst war schon von genügend Gefahren umgeben: Etwa die Gier der Grundherrschaft, die ihre Untertanen ausbeutete, oder zerstörende Naturkräfte und brandschatzende Heere. Heimat war nicht wie heute ein mehr oder weniger abstraktes Gefühl, sondern ein materielles Nutzrecht. Heimatrecht in einer Gemeinde zu haben, das hieß auch im Alter oder in der Not schlecht, aber immerhin versorgt zu werden. Als letzten Anker gab es die zuständige Heimatgemeinde, die verarmte Menschen aufzunehmen hatte. Dort bekam man bei dem sein Ausgedinge, der am wenigsten dafür verlangte. Und in den Kleinstädten existierten Armenhäuser, eine natürlich unbeliebte Einrichtung, aber immer noch besser als als Bettler oder Vagant auf der Straße leben zu müssen, rechtlos zu sein.

Das Heimatrecht garantierte für die „Einheimischen" eine zumindest notdürftige Sicherheit, bedeutete aber für die „Auswärtigen" ein „häufig gehandhabtes Ausschlußprinzip".[9] Das Los des „Fremden" bestand in der Duldung, und „die Fremde" als höchst unsicherer Ort bildete den Gegenpol zur „Heimat". Parallelen zur heutigen Situation von Migranten aus dem Ausland sind deutlich. Auch sie sind einer Gesetzgebung unterworfen, die sie gegenüber den Einheimischen benachteiligt und in Einzelfällen der Gesetzesauslegung von Beamten überantwortet, die über ihre Ausweisung entscheiden können.

[2] Vgl. Waltraud Heindl/Edith Saurer: Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremdengesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867, Wien – Köln – Weimar 2000, S. 181.

[3] Vgl. Ebda., S. 182.

[4] Vgl. Barbara u. Werner Hartung: Heimat – „Rechtsort" und Gemütswert, in: Edeltraud Klueting (Hg.): Antimodernismus und Reform: zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991, S. 158–170, hier S. 158.

[5] Vgl. Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat, München 1979, S. 63.

[6] Vgl. Barbara u. Werner Hartung: Heimat – „Rechtsort" und Gemütswert, S. 158 f.

[7] Vgl. Hermann Bausinger: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte, in: Jochen Kelter (Hg.): Die Ohnmacht der Gefühle: Heimat zwischen Wunsch und Wirklichkeit, Weingarten 1986, S. 89–115, hier S. 93.

[8] Vgl. Utz Jeggle: Wo's Dörflein traut zu Ende geht. Auf dem Prüfstand: Die gute alte Zeit, in: Heimat heute (Zeitungskolleg), Basistexte und Zeitungsartikel, Projekt des Deutschen Institutes für Fernstudien der Universität Tübingen, Tübingen 1980, S. 6.

[9] Hermann Bausinger: Heimat in offener Gesellschaft, S. 93.

Heimatlos Im 19. Jahrhundert wuchs die Zahl an Heimatlosen ständig. Die aufkommende Maschinisierung der Landwirtschaft setzte viele Arbeitskräfte frei, die nirgends unterkamen, außer in der Fabrik. Arbeitsmigration ist keine singuläre Erscheinung unserer Zeit. Millionen von Menschen zogen mehr oder weniger freiwillig in die langsam wachsenden Fabriksgebiete oder in die Stadt, weil dort bessere Erwerbsmöglichkeiten und mehr Freiheit lockten: eine nicht selten trügerische Verführung. Die Knechte und Mägde, die Dienstboten, oft auch nicht erbberechtigte Söhne und Töchter von Bauern, die als Fabriksarbeiter überleben wollten, erhielten Anfang des 19. Jahrhunderts den fragwürdigen Titel „Proletarier". Die Bezeichnung „Proletarier" stand als Sammelbegriff für die untersten und ärmsten Schichten des Volkes, für die Besitz- und Hoffnungslosen,[10] die keinen Anspruch auf kommunale Altersversorgung hatten. Für sie war Heimat zerbrochen.

Mit dem langsamen Wandel des Heimatrechtes in ein Staatsbürgerrecht im Lauf des 19. Jahrhunderts verlor der Begriff Heimat nicht an Bedeutung. Er verschwand nicht, obwohl er rechtlich entwertet wurde. Stattdessen kam es zu einer stark gefühlsmäßigen Aufladung. Sicherlich lag ein Grund dieser Entwicklung darin, daß mehrere Generationen sogenannter Heimatloser vom Land in die Stadt bzw. in die Fabrik gezogen waren und mit der gewohnten Umgebung und den alten traditionellen Sicherheiten auch ihre sozialen Kontakte zu Verwandten und Freunden verloren hatten. Für viele endete die Suche nach einer neuen Heimat in katastrophalen Lebensbedingungen und abermaliger Verarmung. Die neue Umgebung der Fabriksstätten und die notdürftigen Wohnbauten in den Städten, vor allem die oft unmenschlichen Arbeitszeiten und -bedingungen unterbanden die Möglichkeiten, neue soziale Beziehungen zu knüpfen. Diese Erfahrungen setzten sich in den Erzählungen, in den Liedern und den Ängsten der Menschen fest. Im aufkommenden Genre der Heimatliteratur mangelte es nicht an Warnungen vor der Proletarisierung und „Entwurzelung" von Bauern und Kleinbürgern. Die Heimatliteratur übernahm die konservierende Funktion, die statische, „für unveränderlich und ewig gehaltene Welt- und Gesellschaftsordnung zu verteidigen und zu legitimieren".[11] Gleichzeitig kommt es zu einer Verengung der Idee von Heimat auf das Ländliche, Bäuerliche und Traditionelle. Der dörfliche Herkunftsort wurde in den Romanen und Theaterstücken zum Ort des größten Glückes, jegliche Sehnsucht nach Geborgenheit konnte darin rückwirkend eingeschlossen werden. Während die wirtschaftlichen Veränderungen der Industrialisierung wachsende Mobilitätsforderungen an die Menschen stellten und die Städte sich ausdehnten, gewann die Idee der Seßhaftigkeit an Reiz,[12] und dem Land floß der Nimbus des Gesundbrunnens zu.

Paradoxerweise wurde die gefühlsbestimmte Heimatschutzbewegung, die sich in der Zeitenwende vom 19. ins 20. Jahrhundert etablierte, ideell von einer Bevölkerungsschichte getragen und gefördert, die selbst nur selten die Erfahrung des Heimatverlustes machen mußte, dem sogenannten Bildungsbürgertum. Vor allem Lehrer, Pfarrer, Beamte, Professoren, Architekten, die selbst oft in der Stadt geboren, dort meist relativ behütet aufgewachsen, humanistisch gebildet und nicht bedroht von materiellen Existenzsorgen waren, gerade viele Vertreter der Mittelschicht sorgten sich vordringlich um die Erhaltung von Heimat, oder was sie dafür hielten. Aber nicht nur, wie man gerne glauben macht, völlig uneigennützig und ausschließlich wegen ihrer vielbeschworenen grenzenlosen Liebe zur Heimat: Nein, auch sie hatten vordringlich Angst, aber diese Angst war eine andere als die der wirklich Heimatlosen, der vorhin erwähnten Arbeiter und Arbeiterinnen in den Fabriken, der Dienstboten und Arbeitslosen. Ihre Sorge galt auch ihrer gesicherten und gehobenen Stellung innerhalb der Gesellschaft. Sie wollten die bestehende Ordnung einfrieren und keine weiteren Veränderungen. Daher empfanden sie die proletarischen Massen in den Fabriken und Städten als Bedrohung, zumal diese materielle und politische Forderungen stellten und mit revolutionären Gedanken drohten. Sorgen bereitete ihnen daher auch der weitere Zuzug des „Agrarproletariats" vom Land, ein Vorgang, der dieses Bedrohungsgefühl noch verstärkte. Die Führer der Heimatbewegung wünschten die Rückkehr zu Ruhe und Ordnung und sahen die Chance für die Zukunft in der Vergangenheit. Die Menschen sollten wieder seßhaft gemacht werden und in ihre traditionellen Welten und sozialen Bindungen zurückkehren. Die dörfliche Gemeinschaft, in der Ruhe herrscht, in der alles und jeder an seinem Platz verweilt und nicht aufbegehrt, wurde als Idealbild hochgepriesen. Das Anwachsen der Städte, der Aufbau von Fabriken, die moderne Technik und der Verkehr, jegliche weitere Industrialisierung und damit Auflösung der alten Ordnungen und Lebensweisen waren den meisten bürgerlichen Heimatschützern verhaßt. Das Moderne wurde als Bedrohung empfunden, der verteufelten Technik, die alles verdorben hatte, die heilsame Kraft der Natur entgegengestellt. Von nun an verband man Heimat vor allem mit Natur, schöner, unberührter, nur durch die Pflege des Bauern veredelter Natur, fern von alldem, was die Industrialisierung in ihrer raschen Entwicklung dieser Natur angetan hatte.[13]

In diese Zeit fällt auch die Entdeckung und Verwertung der sogenannten Volkskultur und ihre Gleichschaltung mit Heimat. Kaum jemand hatte sich bis Anfang des 20. Jahrhunderts für die kulturellen Güter und die Lebensweise der ländlichen Bevölkerung interessiert. Nachdem die Naturnähe, die Einfachheit, die Beschaulichkeit der bäuerlichen Lebensweise zu einem hohen Wert ausgerufen worden waren, der nicht verloren gehen dürfe, weil dann auch die Heimat verloren ginge, sammelte, erforschte und verwertete man nun möglichst alles, was noch irgendwie greifbar aus der vermeintlich heilen Welt der bäuerlichen Vergangenheit zu retten war.[14] Auch von den Volksforschern aller Art wurde dieses Forschungsfeld aus einer verklärten Sichtweise heraus betrachtet, d. h. all die Probleme, Ängste, sozialen Konflikte der ständisch-feudalen alten Welt fanden kaum Beachtung. Da alles traditionell Bäuerliche als gut und wertvoll galt, sollte nichts an der „Volkskultur", die zur eigentlichen „Heimatkultur" stilisiert worden war, geändert werden.

[10] Zur Begriffsgeschichte und Bedeutung siehe: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 40 f.

[11] Gerhard Riedmann: Heimat. Fiktion – Utopie – Realität. Erzählprosa in Tirol von 1890 bis heute, Innsbruck 1991, S. 57.

[12] Vgl. Konrad Köstlin: „Heimat" als Identitätsfabrik, in: Österreichische Zeitschrift f. Volkskunde, Bd. L/99 (1996), S. 321–338, hier S. 330.

[13] Hermann Bausinger: Heimat in offener Gesellschaft, S. 95.

[14] Vgl. Stefan Maier: Volkskunde und Heimatpflege, in: Edeltraud Klueting (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991, S. 344–370, hier S. 348.

Die Ablehnung jeglichen Wandels der vielgepriesenen Heimatkultur war so tiefgreifend, daß die Heimatschützer sich mit den Problemen der Menschen in dieser Zeit nicht befaßten.[15] An die Stelle der Auseinandersetzung mit den brennenden sozialen Fragen trat eine liebevolle Hinwendung zu den beständigen Objektivationen in Form von alten Häusern, Trachten, Bräuchen und sogenannter Volkskunst. Die „Erhaltung der Heimat" konzentrierte sich damit auf bestimmte auffallende äußere, als ästhetisch wertvoll geltende Zeichen und Embleme, während das übrige Leben, das alles andere als „schön" und „harmonisch" war, ausgeblendet blieb, verdrängt wurde.[16]

Der Mißbrauch von „Heimat"

Parallel zur Entwicklung der Heimatschutzbewegung kann eine Erscheinung beobachtet werden, die im Lauf des 20. Jahrhunderts noch verstärkt auftreten sollte. „Heimat wird zur Kulisse, hinter der sich ganz anderes abspielt",[17] wie Hermann Bausinger in einem Rückblick feststellt. Denn es sollte ein Effekt eintreten, den die Volkskundler und Heimatschützer nicht in dieser Form vorhersehen konnten. Die aus ihren Bezügen zu den Menschen herausgelösten Volkskulturgüter, die als die sogenannten „echten" Embleme für Heimat eingeführt waren, wurden einer kommerziellen Verwertung zugeführt. Geschickte Fremdenverkehrsobmänner entdeckten bald, daß auch Urlauber auf der Suche nach Heimat sind oder jedenfalls nach dem, was als heimatlich gilt. Als Volksmusik, erneuerte Tracht, als Brauchshow und als ländliches, volkstümliches Element der Werbung begegnen wird dieser „Folkloristik" bis heute nahezu täglich.

Aber damit ist eine relativ harmlose Form des Mißbrauches von Heimat beschrieben. Viel schwerwiegender wirkte sich die nach dem Verlust des Ersten Weltkrieges einsetzende Verengung auf die Werte deutscher Gefühle aus. In einer viel gelesenen, heimatbewegten Anthologie des einflußreichen und angesehenen steirischen Volkskundlers Viktor von Geramb wurden ein „guter Heimatsinn" und „gutes Deutschtum" kurzerhand gleichgesetzt,[18] weiters auf das jahrzehntelange „Großfüttern" von „nicht nur Land- sondern auch Volksfremde[n]" hingewiesen[19] und darauf ein Bedrohungsszenarium für die Heimat aufgebaut. Mit dieser sehr verbreiteten Sichtweise wurde eine Saite des Instrumentes Heimat angeschlagen, die machtbesessene Politiker sehr geschickt für eigene, weit über den unmittelbaren Heimatschutz hinausgehende Interessen nutzen konnten.

Nun wird Heimat endgültig und eindeutig politisiert. Man mußte nur die aufbereitete Angst breiter Bevölkerungsschichten vor dem Heimatverlust schüren, ihre Sehnsüchte nach Geborgenheit und Sicherheit in den Krisenzeiten der 20er und 30er Jahre unterstützen und mit nationalistisch-vaterländischem Gedankengut verknüpfen. Die gefühlsmäßige Empfindung von Heimat erfuhr eine räumliche Ausdehnung vom österreichischen Heimatort hinaus zur deutschen Nation, wobei der Anschlußgedanke nie in Frage stand. Aus dem Überschaubaren war eine völlig

[15] Vgl. Hermann Bausinger: Heimat in offener Gesellschaft, S. 102.
[16] Vgl. Ebda., S. 102 f.
[17] Ebda., S. 103.
[18] Viktor Geramb: Der Heimatgedanke im Neuaufbau unseres Staates, in: Ders.: Von Volkstum und Heimat. Gedanken zum Neuaufbau, 2., verb. u. verm. Aufl., Graz 1922, S. 131–157, hier S. 137.
[19] Ebda., S. 140.

unüberschaubar gewordene Heimat erwachsen. Die Menschen hatten nichts mehr zu verlieren, außer den Mythos von der ihnen gehörenden, deutschen Heimat, für die zu kämpfen sie propagandistisch aufgefordert wurden. Die Ziele für diese Kämpfe bestimmten die Herrschenden. Es mußten nur genügend bösartige Geschichten über die Franzosen, Serben, Polen, Russen, Juden, Zigeuner und sonstige Gruppen verbreitet, deren Gefahr für die deutsche Heimat hervorgestrichen werden. Heimatschutz und Vaterlandsidee waren schon vor dem Ersten Weltkrieg zusammengewachsen, nun verbanden sie sich abermals zu einer unheiligen Allianz.

Der Zweite Weltkrieg führte zur grausamen Eskalation dieses Mißbrauches der Ängste der Menschen unter dem Deckmantel Heimat. Die Zahl der Wortverknüpfungen mit „Heimat" stieg rasch. Die neuen Ausdrücke ließen sehr oft „eine Analogie zur Militärsprache erkennen" und „korrumpier[t]en Wort und Sache".[20] Unter dem Titel der „Verteidigung" und des „Schutzes" der deutschen Heimat kämpften Millionen von „heimattreuen" Soldaten oft tausende Kilometer von ihren Herkunftsregionen entfernt gegen die dort Beheimateten, die ihnen nie etwas getan hatten. Viele starben den vielgepriesenen, aber sinnlosen Heldentod für die Heimat und erhielten dafür in ihrer Heimatgemeinde ein Denkmal. Gleichzeitig wurden an der sogenannten „Heimatfront" die zu „Heimatschädlingen" degradierten Juden, Zigeuner und politisch Oppositionellen der Vernichtung preisgegeben. Am Ende dieser Heimattümelei war auch die eigene Heimat zerstört.

Hin zu neuen Heimatbegriffen?

Während in der Zeit vor und im Zweiten Weltkrieg viele Wissenschaftszweige, allen voran die Volkskunde, aber auch die Geschichte und Germanistik, die politische und kommerzielle „Heimattümelei" durch ihre Erkenntnisse weitgehend unterstützten und legitimierten, war nach dem Zweiten Weltkrieg der Begriff Heimat in weiten Kreisen der Wissenschaft verpönt. Zu eng war er von einem ideologischen Bedeutungsumfeld umgeben, das an eine Zeit erinnerte, die man schnell vergessen wollte. Vor allem in Österreich und Bayern war zwar immer noch die Volkskunde jenes Fach, das vordringlich mit Heimatkunde in Verbindung gebracht wurde, und die sogenannte „Volkstumspflege" mit ihren Anweisungen für Volkstanz, Trachtenpflege und Brauchtumsübungen setzte genau dort an, wo sie vor dem Krieg aufgehört hatte, nämlich bei der Verordnung einer ländlich-volkstümlichen Heimat. Doch brachte dies dem Fach und der Heimatbewegung nicht mehr die Bedeutung und den Aufschwung wie in der Ersten Republik, sondern eher den Ruf des „Exotischen" oder Ewiggestrigen.[21]

Die überraschende Renaissance des Heimatbegriffes in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts ist nicht allein damit zu begründen, daß seine Korruption durch den Nationalsozialismus erfolgreich verdrängt worden war, sondern basiert auf der Krise der modernen Industriegesellschaft. Die Ideologie des allein seligmachenden Fortschrittes war im Zuge der „Ölkrise" und eines abrupt gebremsten Wirtschaftswachstums in Verruf geraten. Zwei Berichte des „Club of Rome" mit den Titeln „Die Grenzen des Wachstums"[22] und „Menschheit am Wendepunkt"[23] erregten

[20] Konrad Köstlin: „Heimat" als Identitätsfabrik, S. 333.
[21] Vgl. Stefan Maier: Volkskunde und Heimatpflege, S. 362–364.
[22] Dennis Meadows u. a.: Die Grenzen des Wachstums, Stuttgart 1972.
[23] Mihailo Mesarovic: Menschheit am Wendepunkt, Stuttgart 1974.

großes Aufsehen und führten die Folgen jahrzehntelanger Plünderung der Umwelt- und Grundstoffressourcen erstmals deutlich vor Augen. Die „Ökologiebewegung" fußte auf diesen und anderen Schriften und verfestigte sich institutionell in lokalen Bürgerinitiativen und Protestgruppen, die abseits bestehender Heimatverbände gegen Landschaftszerstörung und naturbedrohende Großprojekte demonstrierten.[24] Internationale Initiativen wie das „Europäische Jahr des Denkmalschutzes" 1975 oder das „Europäische Jahr der Feuchtgebiete" 1976 trugen die Idee einer bewußten Auseinandersetzung mit Umwelt, Architektur und Lebensräumen in breite Bevölkerungskreise.

Um die drohende Vereinnahmung der neuen „Heimatbesinnung" durch Politiker und Funktionäre traditioneller Heimatverbände zu verhindern, wandten sich auch zahlreiche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dem jahrzehntelangen Tabuthema „Heimat" wieder zu. Die Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus brach 1979 den Bann in ihrer vielrezipierten Schrift: „Auf der Suche nach Heimat". Darin warnt sie davor, Heimat abermals zur „politischen Vokabel" verkommen zu lassen, mittels der von oben verordnet wird, wie und in welcher Umgebung die Menschen zu leben hätten. Stattdessen sollte der Auftrag „Heimatbedingungen zu schaffen" zur „politischen Aufgabe" erhoben werden. Die Politik müsse demnach „reale Chancen für selbstbestimmtes Handeln" eröffnen.[25] In ihrer Neudefinition des Begriffes ist Heimat „Raum der Identität gegen Anonymität" und Raum, „der aktiv, in wohnender und selbstgestaltender Aneignung erworben wird".[26] „Heimat" sollte nicht mehr von oben verordneter oder rein historischer Raum sein – symbolisiert in traditionellen Heimatmuseen oder in Denkmalpflege und Altstadtsanierung – sondern Raum, in dem die Menschen ihre Bedürfnisse nach „Identität, Sicherheit, Aktivität und Stimulation" erfüllen könnten.[27] Das neue Konzept von „Heimat" baute nicht mehr auf der Ausschließung des vermeintlich Fremden auf, sondern sollte liberal und weltoffen sein und den Menschen die Möglichkeit geben, über die zentralen Fragen der Identitätsbildung: „Wer bin ich? Wohin gehöre ich?" möglichst frei zu entscheiden, ohne Benachteiligungen aufgrund nationaler Herkunft, Hautfarbe, Religion, Bildung, Sprache oder anderer abweichender kultureller Verhaltensweisen erleiden zu müssen.

In vielen der folgenden Auseinandersetzungen zum Thema[28] werden Heimat und Identität mehr oder weniger deckungsgleich verwendet. Diese Synonymisierung wurde späterhin wiederum Gegenstand berechtigter Kritik, da Identität über Heimat bei weitem hinausgreift, sich vom räumlichen Bezug von Heimat löst und auf eine überwiegend in sozialer Interaktion angelegte Geborgenheit verweist.[29] Auch der Versuch, Heimat durch „regionale Identität" oder „Region" zu ersetzen, erweist sich als problematisch, sofern er von der Idee geleitet wird, damit erstens regionale Besonderheiten herauszufiltern, um sie dann als wirtschaftliche Produktions- und Konsumationsfaktoren möglichst effektiv zu nutzen, und zweitens mit einem von oben verordneten „regionalen Bewußtsein" die fortschreitende übernationale Zentralisierung zu kompensieren. Dies geschieht gegenwärtig in den Regionalisierungsdebatten der Mitgliedstaaten der EU, kann aber einen grundlegenden Widerspruch in den politischen Botschaften nicht lösen: Auf der einen Seite wird von den Menschen Mobilität, Flexibilität und Ortsungebundenheit gefordert, auf der anderen Seite aber eine kollektive, territoriale Identität konstruiert, die an sich auf Verortung, Kontinuität und Kommunität aufbauen müßte.[30] Die hübsche Rede von der „Heimat Europa"[31] kann diesen Kontrast nicht überdecken, sondern läßt nur erwarten, daß Heimat – ergänzt durch die neuen „Geschwisterworte" Identität und Region – auch in Zukunft im alten Sinn Konjunktur haben werde. In einem Artikel unter dem Titel: „Wem gehört die Heimat?" gestand Ina-Maria Greverus 1994 angesichts des Aufbaues der „Festung Europa" das Scheitern des Versuchs der Etablierung eines neuen Heimatverständnisses. Sie zog folgende traurige Bilanz, die als Schlußpunkt stehen bleiben kann, weil ihr Inhalt nach wie vor treffend ist:

„Die Begriffe Heimat, eigene Kultur und Sprache, Ökologie, Regionalismus haben sich in der Sprache und im Handeln der Rechten zu ausschließenden, fremdenfeindlichen, nationalistischen und rassistischen Grenzziehungen der ‚Habenden' (und Haben-Wollenden) gegen die ‚Nicht-Habenden', die Anderen, gewandelt: die Anderen, das sind die armen Regionen und die armen und ‚andersartigen' Fremden. Heimat entfernt sich hier von dem kreativen, gemeinsamen Lebensplan in wechselseitiger Verantwortung als gekonnter Collage zur aggressiven Verteidigung eines ‚neuerlichen Rechtes auf eine *angestammte* Heimat'."[32]

Anschrift des Verfassers:
Mag. Johann Verhovsek, Prof. Franz Spath-Ring 81/5, 8042 Graz

[24] Vgl. Werner Hartung: „Das Vaterland als Hort von Heimat", in: Edeltraud Klueting (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991, S. 112–156, hier S. 143 f.

[25] Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat, S. 17.

[26] Ebda., S. 14.

[27] Ebda., S. 23.

[28] Einige Beispiele, die die Konjunktur des Themas Heimat dokumentieren: Hermann Bausinger/Konrad Köstlin: Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur, Neumünster 1980; Zeitungskolleg „Heimat heute", Projekt des Deutschen Institutes für Fernstudien der Universität Tübingen, Tübingen 1980; Elisabeth Moosmann (Hg.): Heimat. Sehnsucht nach Identität, Berlin 1980; Wilfried v. Bredow/Hans-Friedrich Foltin: Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls, Berlin – Bonn 1981; Eduard Führ (Hg.): Worin noch niemand war: Heimat, Wiesbaden – Berlin, 1985; Jochen Kelter: Die Ohnmacht der Gefühle. Heimat zwischen Wunsch und Wirklichkeit, Weingarten 1986; Joachim Riedl (Hg.): Heimat. Auf der Suche nach der verlorenen Identität, Wien 1995.

[29] Vgl. Werner Hartung: „Das Vaterland als Hort von Heimat", S. 148 f.

[30] Beatrice Ploch/Heinz Schilling: Region als Handlungslandschaft, in: Rolf Lindner (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität, Frankfurt/Main – New York 1994, S. 122–157, hier S. 122.

[31] So der Titel eines Buches des langjährigen österreichischen Vizekanzlers und Außenministers Alois Mock, der in einer spontanen Aussage meinte, Euratsfeld (sein Geburtsort) sei seine Heimat, aber Europa könnte „auch unsere Heimat, eine *übergeordnete* (Hervorhebung durch den Verf.)" werden. Die Idee der „verordneten Heimat" ist solcherart aktuell. Siehe: Alois Mock: Heimat Europa. Der Countdown von Wien nach Brüssel, Wien 1994, S. 5.

[32] Ina-Maria Greverus: Wem gehört die Heimat?, in: Wilfried Belschner, u.a. (Hg.): Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen, Opladen 1995, S. 23–39, hier S. 37.